

Autobiographien als Kinder ihrer Zeit

Dorle Klika

1. Einleitung

Spätestens seit der Jahrtausendwende ist die Erinnerungskultur *en vogue*, Holdenried schreibt gar von einer „Globalisierung des Erinnerungskults“ (2000: 9). Nicht nur öffentliche, auch private Erinnerungen werden massenweise in Archiven gesammelt (Holdenried 2000: 11). Wagner-Egelhaaf vermutet hinter dem boomenden Interesse an Autobiographien sogenannter „kleiner Leute“ die Erwartung der Leserschaft, „Zeugnissen authentischer Lebenserfahrung zu begegnen“ (2005: 1). Ein Blick in die Statistiken von Google zeigt die zunehmende Häufigkeit des Begriffs Autobiographie und Biographie. Der Google Ngram Viewer untersucht die Häufigkeit von sogenannten N-Grammen in gedruckten Publikationen über fünfhundert Jahre. In englisch- und deutschsprachigen Publikationen findet sich der Begriff im 19. Jahrhundert noch eher vereinzelt, steigt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts leicht und findet seit den 1960er Jahren ein nahezu exponentielles Wachstum.¹ Das Spektrum der Publikationen ist breit gefächert, es reicht von literarisch anspruchslosen, z.T. von Ghostwritern geschriebenen Texten für Personen etwa aus dem Unterhaltungssektor und der Medienbranche über „solide erzählte und fundiert recherchierte Lebensberichte historischer und zeithistorischer Persönlichkeiten“ bis hin zu literarisch anspruchsvollen Texten (Wagner-Egelhaaf 2005: 1).

Seine Entsprechung findet der Boom in der Erfindung eines neuen Berufes – des Autobiografikers. Die Firma Rohnstock Biografien,² die sich den Begriff hat schützen lassen, bildet in diesem aus: Autobiografiker „sind spezialisiert auf das Schreiben lebensgeschichtlicher Erinnerungen. Der Autobiografiker nimmt die Position des Erzählers ein, schlüpft in dessen Erinnerungshaltung und verfasst ein Buch, das den Eindruck erweckt, der Erzähler hätte es selbst geschrieben“.³ 1998 gründete Katrin Rohnstock ihre Firma in Berlin. Seitdem bringt sie Lebens- und Firmengeschichten auf Papier und lässt sie in Leinen und Leder binden. Als bald reichten ihre Kapazitäten nicht mehr aus, und sie bat Kolleginnen und Kollegen um Unterstützung. Andere Firmen bevorzugen den Begriff des Ghostwriters oder der Biographie, wie etwa das Biographiezentrum, „ein Team mit mehr als 70 erfahrenen Biographinnen und Biographen in Deutschland, Österreich und der Schweiz“,⁴ die Autobiographien, Familien- und Firmengeschichten

1 https://books.google.com/ngrams/graph?content=autobiographie&year_start=1800&year_end=2000&corpus=15&smoothing=3&share=&direct_url=t1%3B%2Cautobiographie%3B%2CCc0

2 <https://www.rohnstock-biografien.de/> (Zugriff 2.5.17).

3 <https://www.rohnstock-biografien.de/wir-ueber-uns/autobiografiker/>

4 <http://www.biographiezentrum.de/biographiezentrum/home.php> (Zugriff 2.5.17).

verfassen. Im Worldwide Web lässt sich schnell eine Vielzahl von Annoncen finden, die Unterstützung oder Coaching anbieten und erste Tipps geben. Die Slogans lauten „Ihr Leben als Buch“ oder „Wir machen Sie unsterblich“.

Wer seine Autobiographie lieber selbst schreiben möchte, findet auch dafür reichliche Anleitungen. Das Buch *Autobiographisch Schreiben* von Peter Weiß etwa verspricht:

Ihre ganz persönlichen Chancen, sich selbst zu entdecken, sind weitreichender, als Sie hier und jetzt vielleicht ahnen. Sie werden ein wertvolles Stück Lebenserfahrung machen, indem Sie einer Vielzahl von Augenblicken, die Sie bislang erlebt haben, eine Struktur geben und sich selbst hierbei Schritt für Schritt, Wort für Wort ein Stück näher kommen (Weiß o.J.: 7; vgl. auch Weber-Bock 2006; Ortheil 2013; Fröhlich/Kramer: 2016).

Der Autor gibt Anleitungen, das eigene Leben in Ordnern vorzusortieren. Hier treffen wir auf den sogenannten Normallebenslauf (vgl. Fischer/Kohli 1987): Die Überschriften der Ordner lauten: Kernfamilie (Eltern, Geschwister), Schule (getrennt nach Schulformen), Urlaubserinnerungen, Berufliches, ergänzt um Tagebuchaufzeichnungen, „gescannte Fotos und Quellentexte“ sowie „Geschichten, die das Leben schreibt – besonders eindrucksvolle Episoden“ (Weiß o.J.: 52). An Beispielen der Autobiographien von Anna Wimschneider, Mario Adorf, Günther Grass, Marcel Reich-Ranitzki, Rut Brandt u.a. wird vorgestellt, wie der Aufbau einer Lebensgeschichte bewerkstelligt werden kann. Auch Übungen gibt es dazu, z.B. Übung Nr. 9: „Beschreiben Sie möglichst genau Ihren damaligen Lieblingslehrer“ (Weiß o.J.: 97).

Jenseits derartiger aktueller Moden sollen in diesem Beitrag historisch-systematische Perspektiven in den Blick kommen. Im Folgenden werden zunächst Begriffsklärungen vorgenommen. Anschließend wende ich mich der literaturwissenschaftlichen methodologischen Diskussion um Wahrheit, Fiktion, Authentizität und Referenzialität zu. Im dritten Abschnitt werden gattungsgeschichtliche Entwicklungen am Beispiel der Texte von Fanny Lewald und Christa Wolf erläutert. Der Beitrag schließt mit einem Ausblick und Plädoyer.

2. Begriffsklärungen

In der wissenschaftlichen Literatur werden ganz unterschiedliche Begriffe für das in Frage stehende Genre verwendet. Neben Autobiographie finden wir Begriffe wie „Biographie“ oder „Memoiren“, aber auch Selbstbiographie, Selbstzeugnis oder autobiographischer Roman und, aus der Geschichtswissenschaft kommend, zusätzlich „Ego-Dokumente“; ältere Begriffe wie „Vita“ oder „Lebenslauf“ werden hier vernachlässigt (vgl. Holdenried 2000: 19). Bei dem Versuch, die Unterschiede und Abgrenzungen nachzuvollziehen, landet man in den Diskursen der Geschichts- und Literaturwissenschaft und gleichzeitig in der Geschichte und Entwicklung der Gattung der in Frage stehenden Texte.

Der Begriff „Ego-Dokumente“, um mit dem jüngsten Begriff zu beginnen, wurde in den 1990er Jahren von dem Historiker Winfried Schulze im Anschluss an den niederländischen Sozialhistoriker Rudolf Dekker verbreitet (vgl. Häder 2004: 16 f.). Durch das zunehmende Interesse der historischen Sozialforschung an „autobiographischen

Materialien“, wozu neben Autobiographien Briefe, Tagebücher, Reisebeschreibungen oder Fotografien u.a. zählen (Schulze 1979), entwickelte Schulze folgende Definition für den Begriff „Ego-Dokumente“:

Gemeinsames Kriterium aller Texte, die als Ego-Dokumente bezeichnet werden können, sollte es sein, dass Aussagen oder Aussagenpartikel vorliegen, die – wenn auch in rudimentärer und verdeckter Form – über die freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung eines Menschen in seiner Familie, seiner Gemeinde, seinem Land oder seiner sozialen Schicht Auskunft geben oder sein Verhältnis zu diesen Systemen und deren Veränderungen reflektieren. Sie sollten individuell menschliches Verhalten rechtfertigen, Ängste offenbaren, Wissensbestände darlegen, Wertvorstellungen beleuchten, Lebenserfahrungen und -erwartungen widerspiegeln (Schulze 1996: 28).

Mit dem Verweis auf die „erzwungene Selbstwahrnehmung“ ging es Schulze darum, unfreiwillig entstandene Äußerungen, wie sie etwa in Verhören oder Zeugenbefragungen auftauchen, einbeziehen zu können, was u.a. für Mediävistiker oder Zeithistoriker von großer Bedeutung ist (vgl. Häder 2004: 17).

Bei dem Begriff „Autobiographie“ berufe ich mich zunächst auf den Diltheyschüler (und Schwiegersohn Diltheys) Georg Misch, der die erste Geschichte der Autobiographie in vier Bänden entwickelt hat (1907). Eine Autobiographie ist demzufolge „die Beschreibung (*graphia*) des Lebens (*bios*) eines Einzelnen durch diesen selbst (*auto*)“ (Misch 1907/1989: 38). Der Begriff tauchte laut Misch erstmals Ende des 18. Jahrhunderts auf (Misch 1907/1989: 39). Misch selbst verwendete parallel dazu auch den Begriff „Selbstbiographie“ (Misch 1907/1989: 33). Diesen Begriff finden wir auch bei Dilthey, der in seiner Abhandlung über den „Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften“ den Zusammenhang vom „Erleben und der Selbstbiographie“ untersuchte (Dilthey 1914: 191 ff.). Der Gebrauch des Begriffs „Selbstbiographie“ war jedoch in wissenschaftlichen Texten im Laufe des 20. Jahrhunderts rückläufig. Schon etwa bei Kurt Uhlig, der in seiner Dissertation (1936) untersuchte, inwiefern Autobiographien ertragreich als erziehungswissenschaftliches Quellenmaterial verwendet werden könnten, wird er kaum noch verwendet.

Der ältere Begriff „Memoiren“ von frz. *memoire*, Abhandlung, Denkschrift, aber auch Erinnerungsvermögen oder Gedächtnis geht auf das lateinische Wort *memoria*, „Gedächtnis“, zurück und wurde im 19. Jahrhundert zugunsten des Begriffs „Autobiographie“ verdrängt (Misch 1907/1989: 39 f.). Laut Misch waren Memoiren, die es auch vor dem 18. Jahrhundert gegeben hat, nicht, wie die Autobiographie, mit der Darstellung der persönlichen Entwicklung verbunden, sondern es konnten „Aufzeichnungen rein sachlichen Inhalts, für offizielle Berichte“ sein, die zudem ohne literarischen Anspruch verfasst würden (Misch 1907/1989: 40; vgl. Holdenried 2000: 20 f.).⁵

5 Ähnlich differenzierte Neumann (1970) Memoiren und Autobiographie mit Rekurs auf Eriksons Entwicklungsmodell: „Wenn die Memoiren das Ergehen eines Individuums als Träger einer sozialen Rolle schildern, so beschreibt die Autobiographie das Leben des noch nicht sozialisierten Menschen, die Geschichte seines Werdens und seiner Bildung, seines Hineinwachsens in die Gesellschaft. Memoiren setzen eigentlich erst mit dem Erreichen der Identität, mit der Übernahme der sozialen Rolle ein, die Autobiographie endet dort“ (Neumann 1970: 25; zur Kritik an Neumanns Konzept vgl. Heinze 2009: 65).

Die „Biographie“ enthält im Gegensatz zur Autobiographie die Beschreibung (*graphia*) des Lebens (*bios*) eines Einzelnen ohne das *auto* (vgl. Klika 2015). Das ist wegen der mit der Autobiographie zentral verbundenen Probleme, auf die ich gleich zurückkomme, von großer Bedeutung. In der Biographie beschreibt eine Person das Leben einer anderen Person, in der Autobiographie sind beide Personen identisch, Erzählsujet und Erzählsubjekt bzw. Autor, Erzähler und Hauptfigur. Klassischerweise wurden Biographien nur publiziert über Personen von öffentlichem Interesse (Politiker, Künstler, Schriftsteller etc.). Gegenwärtig ist das *Ghostwriting* ausgeweitet auf alle möglichen interessierten Personen und Organisationen (s.o., Einleitung).

3. Probleme um Referenzialität, Authentizität und Fiktionalität

Im Gegensatz zur autobiographischen Stegreiferzählung, die den Erzähler in die Zwänge des Erzählens zwingt (Schütze 1981: 104), kann das Schreiben einer Autobiographie sich über Jahre oder Jahrzehnte hinziehen und sich prozesshaft entwickeln:

Die Gegebenheiten und Ereignisse, die das ursprüngliche Material autobiographischer Schriften bilden, werden von Stufe zu Stufe verwandelt, ausgelesen, verdichtet und wieder ausgebreitet, verfestigt oder verändert und in neue Beziehungen zu einander gebracht (Schulze 1979: 54).

Die Diskurse der Literaturwissenschaft um Gattungstypologien und Formen der Autobiographik in ihrer historischen Entwicklung, können hier weder nachgezeichnet noch angemessen gewürdigt werden (vgl. dazu etwa Wuthenow 1974; Müller 1976; Finck 1999; Holdenried 2000; Wagner-Egelhaaf 2005; Niggel 2012). Stattdessen sollen die Diskurse um Wahrheit versus Lüge, Authentizität, Referenzialität und Fiktionalität pointiert vorgestellt werden. Die Probleme der modernen Autobiographie, die Germanisten, Historiker und Erziehungswissenschaftler umgetrieben haben und weiterhin umtreiben, begannen mit Rousseau. Im ersten Buch seiner *Bekenntnisse* (erschienen 1782-1789) schrieb er einleitend:

Mag die Posaune des jüngsten Gerichtes wann immer erschallen, ich werde mit diesem Buch in der Hand mich vor den obersten Richter stellen. Ich werde laut sagen: „Sieh, so handelte ich, so dachte ich, so war ich! Ich habe das Gute und das Böse mit dem gleichen Freimut erzählt. Ich habe nichts Schlimmes verschwiegen, nichts Gutes hinzugefügt, und wenn mir manchmal begegnete, dass ich einen bedeutungslosen Zierrat verwandte, so geschah es nur, um eine Lücke zu füllen, die mir mangelnde Erinnerung verursachte. Ich habe als wahr das voraussetzen können, was, wie ich wusste, wahr sein konnte, nie das, was meines Wissens falsch war. Ich habe mich so gezeigt, wie ich war. Verächtlich und niedrig, wenn ich es war, gut, edelmütig, groß, wenn ich es war. Ich habe mein Inneres entblößt, so wie du selbst es gesehen hast“ (Rousseau 1981: 9).

Rousseau verspricht, aufrichtig und wahrhaftig zu sein und nichts auszulassen, und ruft Gott zum Richter seiner Wahrhaftigkeit auf. Während sich frühere autobiographische Texte eher auf äußere Ereignisse des Lebens und deren Bedingungen beziehen, wurden

seit Rousseaus Bekenntnissen die Fragen von Authentizität und Referenzialität für Autobiographien zentral (vgl. Walter-Jochum 2016: 10f.). Wagner-Egelhaaf bilanziert den Diskurs:

Das Grundproblem der literaturwissenschaftlichen Autobiographieforschung, an das sich nahezu alle Facetten der theoretischen Auseinandersetzung mit Lebensbeschreibungen rückbinden lassen, liegt in dem Verhältnis zwischen Text und der sogenannten ‚Wirklichkeit‘, also in dem, worauf der Text referiert, das in die Darstellung gebrachte Leben (Wagner-Egelhaaf 2010: 188).

Nicht ganz unschuldig daran sei Dilthey, der in seiner historischen Hermeneutik das Sich-Selbst-Verstehen, das Verstehen der eigenen Lebensgeschichte zum Modell von Verstehen überhaupt erhob (vgl. Klika 2015). Damit werde die Autobiographie „der Zerreißprobe zwischen ihrem quasi-dokumentarischen Charakter – als Quelle der Geschichte menschlichen Geistes – und deren ästhetischer Überformung ausgesetzt“, so Holdenried (2000: 16).

Die Frage nach Wahrheit oder Fiktion bringt die Autobiographie in die Nähe des autobiographischen Romans bzw. des Romans überhaupt (vgl. Müller 1976: 58), und Abgrenzungen werden schwierig. Balzac etwa schrieb:

Les romans les plus touchants sont des études autobiographiques ou des récits d'événements enfouis dans l'océan du monde (die fesselndsten Romane sind autobiographische Studien oder Erzählungen von Ereignissen, verlotet im Ozean der Welt, zit. nach Misch 1907; 1989: 36).

Diese Problematik zieht sich von Beginn an durch die autobiographische Literatur der Moderne, denken wir etwa an den psychologischen Roman *Anton Reiser* (1885-1890) von Karl Philipp Moritz oder Goethes *Dichtung und Wahrheit* (1811-1814). Die Fragen von Authentizität und Referenzialität wurden nicht nur in der Germanistik und Geschichtswissenschaft, sondern wegen des potentiellen Quellencharakters autobiographischer Texte auch in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung von Beginn an thematisiert. Uhlig etwa war der Ansicht, die Autobiographie habe neben wissenschaftlicher Literatur den größten Wille(n) zur Wahrheit, denn: „Nur in einer wahrhaftigen Darstellung des eigenen Lebens hat die Autobiographie für den Autor überhaupt Sinn“ (Uhlig 1936: 104 f.; vgl. auch Schulze 1979).

Pascal (1965: 211f.) verlegte die Wahrheitsfrage pragmatisch in das autobiographische Erzähler-Ich, es sei eben die subjektive Wahrheit des Autobiographen/der Autobiographin. Lejeune (1973) wendete die Frage rezeptionsästhetisch: Im *pacte autobiographique* (autobiographischen Pakt) schließe der Autor mit dem Leser einen Vertrag, meist im Vorwort, in dem der Autor versichere, Autor, Erzähler und Hauptfigur seien identisch (Lejeune 1973/1989: 214 ff.).

Im Gegensatz zu allen Formen der Fiktion sind die Biographie und die Autobiographie referentielle Texte: genau wie die wissenschaftliche oder historische Rede geben sie vor, eine Information über eine außerhalb des Textes liegende ‚Realität‘ zu geben und sich somit einer Prüfung der Verifizierbarkeit zu unterziehen. Ihr Ziel ist nicht die bloße Wahrscheinlichkeit, sondern die Ähnlichkeit

mit dem Wahren. Nicht ‚die Wirkung des Realen‘, sondern das Abbild des Realen (Lejeune 1973/1989: 244).

Diese Sichtweise auf die Referenzialität wurde durch die poststrukturalistische Kritik, etwa von Kristeva (1972), Barthes (2000) oder Foucault (2003), an der Subjektkonzeption des autonomen Autors oder am Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit brüchig (vgl. ausführlich Walter-Jochum 2016: 73 ff.).

Der ‚linguistic turn‘ des 20. Jahrhunderts schlägt sich auch im Zweifel an der Zuverlässigkeit literarischer Selbstbeschreibung nieder. Die Einsicht, dass Sprache lebensgeschichtlichen Sinn nicht einfach abbildet, sondern auch stiftet und ihren eigenen Ordnungsstrukturen unterwirft, dass jede Art zu Sprechen nur eine Version der Wahrheit ans Licht bringt, wobei sie zwangsläufig konkurrierende Versionen unterdrückt, diese Einsicht untergräbt das naive Vertrauen auf das richtige Wort. Das Spiel zwischen Wahrheit und Fiktion erreicht eine neue Qualität (Müller 2004: 86).

Allerdings hatte die kritische Literaturwissenschaft bereits in den 1960er Jahren „literarische Texte nicht länger als ‚Ausdruck‘ außersprachlicher Gegebenheiten“ aufgefasst und begonnen, stärker die Sprachlichkeit der Texte zu fokussieren. In deren Folge wurde der „empathische Subjektbegriff [...] zugunsten einer die sprachliche Verfasstheit von Subjektivität und Individualität beobachtenden Beschreibungsperspektive (abgelöst)“ (Wagner-Egelhaaf 2005: 11).

Auch die psychologischen und neurowissenschaftlichen Forschungen zum autobiographischen Gedächtnis, das inzwischen recht gut erforscht ist, trugen zur Veränderung des Diskurses in der Literaturwissenschaft bei. Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses beginnt im Alter von drei bis fünf Jahren und dauert bis ins Erwachsenenalter an. Sie ist zentral an die Sprache geknüpft, d.h. es handelt sich nicht um eine rein organisch-biologische Entwicklung, sondern die Entfaltung ist an Prozesse des sozialen und kulturellen Lernens geknüpft.

Die Entwicklung des autobiographischen Gedächtnisses basiert auf dem höchst subtilen Zusammenspiel biologischer, psychologischer, sozialer und kultureller Prozesse, die interdependent sind (Markowitsch/Welzer 2005: 215).

Die Veränderungen der Diskurse und entsprechende Forschungen haben in der Literaturwissenschaft „zu einer weitgehenden Abkoppelung der Erinnerung vom Wahrheitspostulat geführt“ (Holdenried 2000: 59). Literaturwissenschaftler sprechen gegenwärtig von ‚narrativer Wahrheit‘. Die Autobiographietheoretiker der Gegenwart gehen davon aus, dass Fiktionalität immer vorhanden ist, einige Germanisten sprechen daher von „Autofiktion“ (Holdenried 2000: 37).

Was die Tätigkeit des Gedächtnisses freilegt (oder produziert) ist niemals ‚authentisch‘ im Sinne einer Einholbarkeit vergangener Lebensstatsachen, aber es ist auch nicht als ‚falsch‘ (verfälschte) Erinnerung zu diskreditieren, weil es sich immer um Sequenzen handeln dürfte, welche bedeutsam für die individuelle Genese waren (Holdenried: 60 f).

4. Historische Entwicklungen: von Lewald zu Wolf

Der skizzierte Wandel spiegelt sich auch in den autobiographischen Texten selbst. Exemplarisch verdeutlichen möchte ich das anhand der Autobiographien von Fanny Lewald und Christa Wolf. Fanny Lewald, (geboren 1811 in Königsberg, gestorben 1889 in Dresden) war Schriftstellerin und Vorkämpferin für die Frauenemanzipation, ihre Autobiographie, publiziert in drei Bänden unter dem Titel *Meine Lebensgeschichte*, schrieb sie im Zeitraum von 1861 bis 1863. Im Vorwort heißt es, Freunde hätten sie zu dem Unterfangen gedrängt,

und nun ich mir endlich einmal die Muße dazu geschafft, nun ich mich an den Schreibtisch setze um an das Werk zu gehen, bewegt es mir feierlich das Herz. Denn wie man in der Jugend ahnungs- und hoffnungsvoll in die ungewisse Zukunft hineinschaut, so schaue ich in diesem Augenblick ruhig und befriedigt auf den Pfad zurück, der jetzt hinter mir liegt. Es ist etwas Besonderes um das Festhalten und Aufschreiben seiner eigenen Schicksale, um das Wiedererwecken seiner eigenen Vergangenheit. Man ist Darsteller und Zuschauer, Schöpfer und Kritiker, jung und alt zugleich. Man empfindet alle seine genossenen Freuden mit der Kraft der Jugend, man blickt auf seine vergangenen Leiden mit dem Gefühl eines Ueberwinders zurück. Man durchlebt das Leben noch einmal, aber ruhig und mit unverwirrtem Bewußtsein. Und was uns im Affekte des Erlebens einst räthselhaft, was uns getrennt und zusammenhanglos, was uns zufällig, unwesentlich oder auch gewaltsam und ungerecht erschien, das gestaltet sich vor dem überschauenden Blicke zu einem übersichtlichen Ganzen, in welchem eigenes und fremdes Handeln, in welchem Irrthümer und Schmerzen, in welchem unser Denken und Streben, unser Mißlingen und unsere Erfolge uns nur noch als eben so viele Ursachen und Wirkungen entgegentreten. Jedes Menschenleben trägt eben seinen vernünftigen Zusammenhang in sich, und mehr oder weniger habe ich in dem Schicksal aller mir bekannt gewordenen Menschen das alte Sprichwort bestätigt gefunden, das mein theurer Vater uns von Jugend auf als Lehre und Warnung auszusprechen pflegte: es ist Jeder seines Glückes Schmied! (Lewald 1871: 4 f.)

Da finden wir nicht nur ein Lebensmotto („jeder ist seines Glückes Schmied“), sondern auch manche der Gedanken Diltheys vorweggenommen. Was im „Affekt des Erlebens räthselhaft“ blieb, was „getrennt und zusammenhanglos“, „zufällig, unwesentlich“ oder sogar „gewaltsam und ungerecht erschien“, das gestaltet sich vor dem überschauenden Rückblick „zu einem übersichtlichen Ganzen“. Unter der Kategorie der ‚Bedeutung‘ fassen wir im Rückblick das Erlebte zu Geschichten zusammen. Die Lebensgeschichte bildet sich im Lebensverlauf aus, „von verschiedenen Standorten desselben aus, in beständigen Verschiebungen. Da ist also das Geschäft historischer Darstellung schon durch das Leben selber halb getan“ (Dilthey 1914: 200). Lewald thematisiert die besondere Problematik dieses Genres, die sich so in keinem anderen Genre findet, nämlich zugleich „Darsteller und Zuschauer, Schöpfer und Kritiker“, also zugleich Autor, Erzählsujet und Protagonist zu sein. Wie später Dilthey ging Lewald selbstverständlich davon aus, dass sich die Rückbesinnung auf die eigene Lebensgeschichte zu einem

sinnvollen Ganzen fügen werde, da jedes Menschleben „seinen vernünftigen Zusammenhang“ in sich trage. Dilthey betont, die Lebensgeschichte zeige sich als „Bedeutungszusammenhang, in welchem jede erinnerbare Gegenwart einen Eigenwert besitzt“ und jedes „Leben einen eigenen Sinn“ habe (Dilthey 1914: 199).

Diese ‚klassische‘ Form der Autobiographie, in der die Rückbesinnung auf das eigene Leben problemlos zu gelingen scheint, gibt es noch immer. Nach dem Erscheinen männlicher bürgerlicher Autobiographien folgen die weiblichen und gegen Ende des 19. bzw. zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Arbeiterlebenserinnerungen. Auch nach 1945 bleibt diese Präsentationsform der Lebensgeschichte zunächst erhalten. Thematisiert werden etwa Erfahrungen der NS-Zeit, des Krieges und der Shoa. Diese Form finden wir bis in die Gegenwart; meist allerdings sind es keine literarisch ambitionierten Texte. Sie folgen dem Motto der Zeugenschaft (Heinze 2009: 82; Assmann 2006: 86 f.; Wagner-Egelhaaf 2005: 200). Marcel Reich-Ranickis Schrift *Mein Leben* etwa, die 2009 erschien, folgt wie andere Autobiographien, die Heinze (2009) untersuchte, dem Motto, die eigene Lebensgeschichte sei weitgehend „objektiv“ gegeben (Heinze 2009: 628). Seit den 1970er und 80er Jahren tritt die sogenannte Betroffenheits- oder Verständigungsliteratur auf den Markt. Sie wendet sich an bestimmte Gruppen bzw. Subkulturen (Frauen, Homosexuelle, Menschen mit bestimmten Krankheiten). Gemeinsam ist diesen Texten, dass sie sich auf eine „außerliterarische biographische Wirklichkeit“ (Referenzialität) beziehen (Sukow 2015: 180); sie erheben dokumentarischen Anspruch und beharren auf Authentizität. Es sind solche Texte, die Mollenhauer in den vergessenen Zusammenhängen kritisiert, weil sie schlichten Täter-Opfer-Mustern folgten, in denen „Selbsttätigkeit bereits als Idee liquidiert“ werde (Mollenhauer 1983: 136).

Literarisch ambitionierte Texte sind von ihnen aus verschiedenen Gründen abzugrenzen. Das verdeutliche ich am Beispiel des autobiographischen Textes *Kindheitsmuster* (1976) von Christa Wolf. Gut einhundert Jahre nach Fanny Lewald schreibt Christa Wolf (geb. 1929 in Landsberg, heute Gorzów Wielkopolski in Polen; gestorben 2001 in Berlin), darin wohl einig mit Fanny Lewald: „Das Vergangene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen. Wir trennen es von uns ab und stellen uns fremd“ (Wolf 1976: 9). Doch anders als Lewald wird bei Wolf deutlich, dass die eigenen Erinnerungen nicht einfach verfügbar sind, sie sind kein fester Besitz, die Autorin muss sich auf eine mühsame Suche begeben, deren Gelingen fraglich erscheint:

Weil es schwerfällt zuzugeben, daß jenes Kind da – dreijährig, schutzlos, allein – dir unerreichbar ist. Nicht nur trennen dich von ihm die vierzig Jahre; nicht nur behindert dich die Unzuverlässigkeit deines Gedächtnisses, das nach dem Inselprinzip arbeitet und dessen Auftrag lautet: Vergessen! Verfälschen! Das Kind ist ja auch von dir verlassen worden. Zuerst von anderen, gut. Dann aber auch von dem Erwachsenen, der aus ihm ausschlüpfte und es fertigbrachte, ihm nach und nach alles anzutun, was Erwachsene Kindern anzutun pflegen: Er hat es hinter sich gelassen, beiseite geschoben, hat es vergessen, verdrängt, verleugnet, umgemodelt, verfälscht, verzärtelt und vernachlässigt, hat sich seiner geschämt und hat sich seiner gerühmt, hat es falsch geliebt und hat es falsch

gehaßt. Jetzt, obwohl es unmöglich ist, will er es kennenlernen (Wolf 1976: 12 f.).⁶

Gegen Ende des Buches bilanzierte Wolf:

Das Kind, das in mir verkrochen war – ist es hervorgekommen? Oder hat es sich, aufgescheucht, ein tieferes, unzugänglicheres Versteck gesucht? Hat das Gedächtnis seine Schuldigkeit getan? Oder hat es sich hergegeben, durch Irreführung zu beweisen, daß es unmöglich ist, der Todsünde dieser Zeit zu entgehen, die da heißt: sich nicht kennenlernen wollen. ... Ich weiß es nicht (Wolf 1976: 377 f.).

Zwischen das erinnernde und das erinnerte Ich ist eine deutliche Distanz getreten.⁷ Holdenried spricht von der „Doppelpoligkeit von Identität und Distanz“ (2000: 45). Die sei den Autorinnen und Autoren des 19. Jahrhunderts zwar bereits bewusst gewesen, doch erst in der Gegenwart werde, wie bei Wolf ersichtlich, ein „erkenntnistheoretischer Zweifel an der Verfügbarkeit des ‚Erzählobjekts‘“ geäußert (2000: 45). Die Zentralperspektive des Erzählens werde in einigen Versuchen durch Polyperspektivität und Perspektivenwechsel ersetzt. In Wolfs Kindheitsmuster wurden drei Zeitebenen ineinander verschachtelt: die Zeit des Schreibens des Werks (November 1972 bis Mai 1975), die Erinnerung an eine Reise in die Heimatstadt Landsberg in Polen im Sommer 1971, die Christa Wolf mit ihrer Familie und ihrem Bruder unternahm, und die Erinnerung an die eigene Kindheit und Jugend zwischen 1931 und 1947. Dies ist eines der „innovativen Strukturmerkmale“ gegenwärtiger autobiographischer Texte, die Holdenried ausmacht (2000: 44). Als weitere nennt sie die Aufhebung oder Durchbrechung der lebensgeschichtlichen Chronologie, etwa durch Dehnungsmomente einzelner Erfahrungen oder Orientierung an Erfahrungsräumen (beispielsweise bei Goldschmidt 1988), selbstreferenzielle Textbezüge (Sprachreflexion oder Reflexion der Schreib- und Erinnerungstätigkeit) und eine gewandelte Form der Stilisierung: „In der modernen Autobiographik wird Stilisierung nicht primär aus selbstdarstellerischen Gründen eingesetzt, sondern als wichtiges Mittel der Fiktionalisierung“ (Holdenried 2000: 49). Als fünftes Strukturmerkmal bezeichnet Holdenried die Fragmentarität der Autobiographie (Autobiographien gelten als echte Fragmente, weil das Ende immer offenbleibt). Das wird bei neueren Entwicklungen, den sogenannten seriellen Autobiographien, noch greifbarer: „Immer neue Annäherungsversuche und Korrekturen oder Konkretionen ersetzen die eine verbindliche Lebenserklärung“ (Holdenried 2000: 50). Sie finden wir etwa bei Thomas Bernhard, Elias Canetti, Georges-Arthur Goldschmidt, Franz Innerhofer oder Hanns-Josef Ortheil (Holdenried 2000: 32 f.).

6 Zum literaturwissenschaftlichen Diskurs vgl. Weigel 1989: 144 ff.

7 Über den Wandel autobiographischer Formate von 1800 bis 2000 schreibt Alheit, Autobiographien um 1800 hätten „[...] – von Ausnahmen abgesehen – noch keine Form gefunden, Entwicklungen über die Lebensspanne hinweg authentisch auszudrücken“ (Alheit 2006: 37). Dies sei erst 100 Jahre später der Fall. In der „nachmodernen“ Form (Alheit verdeutlicht das anhand der Schriften von Ortheil und Dieter Bohlen) sei Regression auszumachen (ebd.: 42). Der „nachmodernen Form sei die ‚Dialektik von Distanz und Nähe‘, von ‚Außen‘ und ‚Innen‘, die für das moderne Format der Autobiographie so typisch war“, verloren gegangen (ebd.: 42). Ich teile diese Einschätzung nicht. Alheit selbst verweist auf andere Formen, die seine Einschätzung relativieren.

Um der Pluralisierung der Formen Rechnung zu tragen spricht die Literaturwissenschaft seit den 1970er Jahren allgemeiner vom „autobiographischen Schreiben“ (Wagner-Egelhaaf 2005: 196) statt von Autobiographien. Seit Paul de Man (1979) den Status der Autobiographie als eigenständige Gattung kritisierte, zeichnet sich in der subjektzentrierten Richtung der Literaturwissenschaft die Tendenz ab, „hinter jedem literarischen Text den Autor bzw. die Autorin wahrzunehmen und im Text die Verarbeitung realer lebensgeschichtlicher Erfahrungen nachzuspüren“ (Wagner-Egelhaaf 2005: 9). Aus diskursanalytischer Perspektive geht es nicht darum, das autobiographische Subjekt zu diskreditieren, sondern den Text in seiner „kulturellen, diskursiven und sprachlichen Deteminiertheit“ wahrzunehmen (Wagner-Egelhaaf 2005: 12; Hervorh. i. Original).

Die Pluralität autobiographischer Erzählstile sabotiert außerdem „die Möglichkeiten einer allgemein definitorischen Eingrenzung, was in einer Autobiographie wie thematisch wird und was sich über diese Thematisierungen für Rückschlüsse auf das Selbstverständnis des Autors ziehen lassen“ (Heinze 2009: 66; Hervorh. i. Original). Die Vielfalt autobiographischer Formen stellte allerdings bereits Misch heraus: Anders als andere Literaturgattungen sei die Autobiographie

an keine bestimmte Form gebunden. Sie ist reich an neuen Anfängen, und das wirkliche Leben gibt sie ihr; wie die verschiedenen Zeiten verschiedene Daseinsformen erzeugen, in denen das Individuum sich mitzuteilen, sich darzustellen befugt ist, in Denkmalsinschriften, in der politischen und forensischen Öffentlichkeit der Stadtstaaten oder in der Beichtpraxis der christlichen Gemeinden, in dem Seelenverkehr der geistlichen Freunde oder in den häuslichen Überlieferungen einer bürgerlichen Aristokratie, nimmt die Selbstbiographie bis in die Form hinein die Übung des Lebens auf (Misch 1907/1989: 36 f).

5. Ausblick

Publizierte Autobiographien sind „bislang ein methodisch wenig aufgearbeiteter Gegenstand der sozialwissenschaftlichen Biographieforschung“ (Heinze 2009: 56). Carsten Heinze hat 2009 eine soziologische Studie vorgelegt, die „Identitätskonstruktionen“ anhand autobiographischer Texte untersucht. Schulze sieht den Grund für die seltene Verwendung dieser Gattung in der sozialwissenschaftlichen Forschung in der beschriebenen Fiktionalitätsproblematik:

Sie werden bald als Dokumente, bald als Fiktionen aufgefasst, und als Dokumente erscheinen sie dann unzuverlässig und lückenhaft, zu subjektiv – als Fiktionen wiederum zu langweilig und uninteressant, zu sehr dem Objektiven verhaftet (Schulze 1979: 53).

Die Einschätzung wird aktuell bestätigt (Bourmer 2017: 20). Trotz der langen Tradition, die mit Dilthey begann, gäbe es abgesehen von wenigen Versuchen kaum methodische Auswertungsverfahren für Autobiographien.⁸ Einige Hinweise zur Interpretation finden sich bei Schulze (1997), der allerdings schon 1978 die Sperrigkeit des Materials gegen wissenschaftliche Standardisierungen betont hatte (1978: 330). Zwar würden die Vorzüge des Datenmaterials hervorgehoben, so Bourmer, doch existierten nur wenige empirische Studien, die Autobiographien für erziehungswissenschaftliche Erkenntnisse auswerten; vorrangig sind sie im Bereich historischer Studien zu finden (Bourmer 2017: 20; vgl. Überblick bei Heinritz 1997; Cloer 2006; Krüger 2006).

Trotz der genannten Problematiken plädiere ich für die Verwendung publizierter Autobiographien in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. Es gibt verschiedene Gründe, ich nenne abschließend nur einen: Es sind sprachliche gestaltete Bildungsschicksale.

LITERATUR

- Alheit, Peter und Morten Brandt (2006): *Autobiographie und ästhetische Erfahrung. Entwicklung und Wandel des Selbst in der Moderne*. Frankfurt: Campus.
- Assmann, Aleida (2006): *Der lange Schatten der Vergangenheit*. München: Beck.
- Barthes, Roland (2000): *Der Tod des Autors*. In: Fotis Jannidis, Gerhard Lauer, Matias Martinez und Simone Winko (Hg.): *Texte zur Theorie der Autorschaft*. Stuttgart: Reclam, 185-193.
- Bourmer, Monika (2017): „Wohl dem, der sagen kann ‚als‘, ‚ehe‘ und ‚nachdem‘!“ Die Bedeutung von Autobiographien in der Erziehungswissenschaft. Überlegungen zur Erschließung exquisiter Quellen. In: Silke Allmann und Jorina Talmon-Gros (Hg.): *Kon-Texte. Pädagogische Spurensuche*. Wiesbaden: VS, 13-37.
- Cloer, Ernst (2006): *Pädagogisches Wissen in biographischen Ansätzen der Historischen Sozialisations- und Bildungsforschung. Methodologische Zugänge, theoretische und empirische Erträge*. In: Heinz-Herrmann Krüger und Winfried Marotzki (Hg.): *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Wiesbaden: VS, 171-204.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-90010-0_10
- Dilthey, Wilhelm (1914). *Gesammelte Schriften*, Bd. VII (6. unveränderte Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1973.
- Finck, Almut (1999): *Autobiographisches Schreiben nach dem Ende der Autobiographie*. Berlin: Schmidt.
- Fischer, Wolfram und Martin Kohli (1987): *Biographieforschung*. In: Wolfgang Voges (Hg.): *Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung*, Opladen: Leske + Budrich, 25-49.
https://doi.org/10.1007/978-3-322-92595-4_2
- Foucault, Michel (2003): *Was ist ein Autor?* In: Ders.: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt: Suhrkamp, 234-270.
- Fröhlich, Michaela und Grit Kramer (Hg.) (2016): *Wege zur Biografie. Biografien schreiben und schreiben lassen*. Kaufering: Verlag des Biographiezentrums.
- Goldschmidt, Georges-Arthur (1988): *Ein Garten in Deutschland. Eine Erzählung*. Zürich: Ammann.
- Häder, Sonja (2004): *Der Bildungsgang des Subjekts*. In: Sonja Häder und Heinz-Elmar Tenorth (Hg.): *Der Bildungsgang des Subjekts. Bildungstheoretische Analysen. Zeitschrift für Pädagogik*, 48. Beiheft, 7-27.

8 Schulze unterschied fünf Prozessstufen der autobiographischen Produktion: 1. Schicht der objektiven Gegebenheiten, 2. Schicht der subjektiven Erfahrungen und ihre Organisation, 3. Schicht der späten Erinnerungen, 4. Schicht der sprachlichen Bearbeitung, 5. Schicht von kommentierenden Reflexionen und übergreifenden Deutungsversuchen (Schulze 1979: 54-58).

- Heinritz, Charlotte (1997): Autobiographien als erziehungswissenschaftliche Quellentexte. In: Barbara Friebertshäuser und Annedore Prengel (Hg.): *Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim: Juventa, 341-353.
- Heinze, Carsten (2009): *Identität und Geschichte in autobiographischen Lebenskonstruktionen. Jüdische und nicht-jüdische Vergangenheitsbearbeitungen in Ost- und Westdeutschland*. Wiesbaden: VS.
- Holdenried, Michaela (2000): *Autobiographie*. Stuttgart: Reclam.
- Klika, Dorle (2013): Methodische Zugänge zur historischen Kindheitsforschung. In: Barbara Friebertshäuser, Antje Langer und Annedore Prengel (Hg.): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. München (Juventa) 4. völlig überarb. Aufl., 687-706.
- Klika, Dorle (2015): Sozialisation und Biographie. In: Klaus Hurrelmann, Ulrich, Matthias Grundmann und Sabine Walper (Hg.): *Handbuch Sozialisationsforschung*. 8. Auflage. Weinheim: Beltz, 900-926.
- Kristeva, Julia (1972): Wort, Dialog und Roman bei Bachtin. In: Jens Ihwe (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven*, Bd. 3: *Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft*, II. Frankfurt: Athenäum, 345-375.
- Krüger, Heinz-Herrmann (2006): Entwicklungslinien, Forschungsfelder und Perspektiven der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In: Ders. und Winfried Marotzki (Hg.): *Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung*. Wiesbaden: VS, 13-33. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90010-0_2
- Lejeune, Philippe (1989): Der autobiographische Pakt. In: Günther Niggel (Hg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 214-257.
- Lewald, Fanny (1871): *Gesammelte Werke*. Band 1, Berlin 1871. (Entstanden ab 1858. Erst- druck: Berlin (Otto Janke) 1861-1862.)
- Man, Paul de (1979/1993): *Autobiographie als Maskenspiel* [amer. 1979], aus dem Amerikanischen von Jürgen Blasius. In: Paul de Man: *Die Ideologie des Ästhetischen*. Hg. von Christoph Menke. Frankfurt: Suhrkamp, 131-146.
- Misch, Georg (1907): *Geschichte der Autobiographie*. Leipzig: Teubner.
- Misch, Georg (1907/1989): Begriff und Ursprung der Autobiographie. In: Günther Niggel (Hg.): *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wiss. Buchgesellschaft, 33-54.
- Mollenhauer, Klaus (1983): *Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung*. Weinheim: Juventa.
- Müller, Hans-Rüdiger (2004): Wissen vom Ich? Grenzgänge zwischen Autobiographik und Bildungstheorie. In: Andreas Dörpinghaus und Karl Helmer (Hg.): *Topik und Argumentation*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 75-91.
- Müller, Klaus-Detlev (1976): *Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit*. Tübingen: Niemeyer.
- Niggel, Günther (2012): *Studien zur Autobiographie*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Ortheil, Hanns-Josef (2013): *Schreiben über mich selbst: Spielformen des autobiografischen Schreibens*. Reihe Duden – Kreatives Schreiben. Berlin: Bibliographisches Institut.
- Pascal, Roy (1965): *Die Autobiographie. Gehalt und Gestalt*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schulze, Theodor (1978): Thesen zur wissenschaftlichen Erschließung autobiographischer Quellen für pädagogische Erkenntnis. In: *Neue Sammlung. Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft* 18, 324–332.
- Schulze, Theodor (1979): *Autobiographie und Lebensgeschichte*. In: Dieter Baacke und Theodor Schulze (Hg.): *Aus Geschichten lernen. Zur Einübung pädagogischen Verstehens*. Weinheim: Juventa, 51-98.

- Schulze, Theodor (1997): Interpretation von autobiographischen Texten. In: Barbara Frieberthäuser und Annedore Prengel (Hg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. München: Juventa, 323-340.
- Schulze, Winfried (1996): Ego-Dokumente – Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „Ego-Dokumente“. In: Winfried Schulze (Hg.): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. (Selbstzeugnisse der Neuzeit 2). Berlin: Akademie Verlag, 11-30.
- Schütze, Fritz (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs. In: Joachim Matthes, Arno Pfeifberger und Manfred Stoßberg (Hg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive. Nürnberg: Nürnberger Forschungsvereinigung e.V., 67-156.
- Sukrow, Bianca (2015): Sich zum Verschwinden bringen. Maria Erlenbergers Bericht ‚der Hunger nach Wahnsinn‘. Eine literaturwissenschaftliche Spurensuche. In: Maria Heidegger, Nina Kogler, Mathilde Schmitt, Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek (Hg.): sichtbar unsichtbar. Geschlechterwissen in (auto-)biographischen Texten. Bielefeld: transcript.
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2005): Autobiographie. 2. aktualisierte Auflage. Stuttgart: Metzler
- Wagner-Egelhaaf, Martina (2010): Zum Stand und zu den Perspektiven der Autobiographieforschung in der Literaturwissenschaft. In: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen, Jg. 23, Heft 2, 188-200.
- Walter-Jochum, Robert (2016): Autobiografietheorie in der Postmoderne: Subjektivität in Texten von Johann Wolfgang von Goethe, Thomas Bernhard, Josef Winkler, Thomas Glavinic und Paul Auster. Bielefeld: transcript.
- Weber-Bock, Jutta (2006): Autobiographisches Schreiben. Waldburg: drumlin verlag.
- Weigel, Sigrid (1989): Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen. Reinbek: Rowohlt.
- Weiß, Peter (o.J.): autobiographisch schreiben. Lebenserinnerungen zu Papier gebracht. Frankfurt: Frankfurter Taschenbuchverlag.
- Wuthenow, Ralph-Rainer (1974): Das erinnerte Ich. München: Beck.

Zusammenfassung

Ausgehend vom gegenwärtigen Boom autobiographischen Schreibens, nimmt der Beitrag Begriffsklärungen vor (Ego-Dokumente, Autobiographie, Memoiren, Biographie) und referiert den Diskurs der Germanistik um Referenzialität, Authentizität, Fiktionalität und das Konzept ‚narrativer Wahrheit‘. Der historische Wandel autobiographischen Schreibens zur Pluralität autobiographischer Erzählstile wird am Beispiel der Autobiographien von Fanny Lewald und Christa Wolf verdeutlicht. Der Beitrag schließt mit einem Plädoyer für die Verwendung autobiographischer Texte als erziehungswissenschaftliches Quellenmaterial.